

Duss und underm Rafe

Autor(en): **Eschmann, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **24 (1920)**

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-571504>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

O sprich mir nicht . . .

O sprich mir nicht von unsern tausend Fehlern,
 Was du nicht bist und warst, was ich nicht kann!
 Was kann die Schönheit unsrer Liebe schmälern?
 Wie sind wir reich, daß uns dies Glück gewann!
 Wer Schönheit küßt, liebt sie mit Schuld und Fehle!
 Ich stand am Brunnen mit zerschelltem Krug —
 Und trink ich Lust und Leid aus deiner Seele,
 Den Rausch erneuter Kraft — und nie genug!
 So kühn du willst, du kannst mich hoch erheben,
 Du kannst, so du es willst, mich elend schaun!
 So, wie du bist, will ich dich für ein Leben,
 So wollen wir vereint hinauf uns baun!
 Erlöst, in scheuer Schönheit sollst du blühen!
 Befreit! So will ich knien nicht als Knecht —
 Hinauf an deiner Seele will ich glühen:
 Sieb mir Erfüllung und nimm dir dein Recht!

Carl Friedrich Wiegand.

In Fesseln

Gefesselt bin ich dein, durch dich geboren,
 Ich trink mit dir den selben Kelch des Weins,
 Versunken in mir selbst, in dir verloren,
 Sind tausend Wünsche endlich, endlich eins!
 In Wonnen glühend, jubelnd in der Pein,
 Blühst du empor in Schmerzen und in Lüsten,
 Bis deine Augen, wie in Rätseln, irrten . . .
 Im Duft der roten Rosen und der Myrten,
 Umkost von deinem Leib und deinen Brüsten:
 Bist du nun mein? Ich — unentrinnbar dein?
 Sind wir, gefesselt und vereint, allein?
 Wir sind in Ketten, die uns heiß umgürten,
 Wir sind in Ketten, die wir schauernd küßten,
 Wir sind allein, um Gott und Mensch zu sein.

Carl Friedrich Wiegand.

Duß und underm Kafe.

Füfzg Schwyzlerliedli.

Wenn das gesamte literarische Lebens-
 wert Adolf Freys uns anmutet wie eine
 große heroische Landschaft, von einer
 schwarzen Wolke beschattet, atmen wir
 auf bei seinen mundartlichen Gedichten;
 wie eine lächelnde Idylle sind sie in die
 Romane, in die historischen Szenen, in
 die hochdeutschen Verse hineingebettet,

und ein ganz besonderer Glanz von Sonne und Lieblichkeit strahlt von ihnen aus. Sie sind die Sonntagskinder seiner Muse. Sie bildeten auch zugleich den verheißungsvollen Auftakt zur Neubelebung und künstlerischen Pflege unserer heimischen Mundartliteratur. Wenn heute der Dialekt Heimatrecht erworben hat im Reich unserer besten Dichter, hat er diese seine geachtete Stellung in hohem Maße Freys Schweizerliedchen zu verdanken. Sie haben manche Nachtigall geweckt, und jetzt behauptet die Mundartpoesie ihr Plätzchen an der Sonne.

Freilich, es bedurfte eines ganzen Künstlers, der mit mancher alten billigen Tradition brach, und wenn so vielen Dilettanten die Mundart die Sprache war, die für sie dichtete und dachte, so war es auf einmal das sauber herausgearbeitete und polierte dichterische Motiv, das zum Aufhören zwang. Und es zeigte sich, daß es einen ganz aparten Meister brauchte, die einfachsten Gefühle und Stimmungen in die Sprache des Herzens, in die lokale Muttersprache umzugießen.

Die Liedchen sind mehr als ein Vierteljahrhundert alt. Und doch sind sie jung geblieben. Sie grüßen uns frisch wie ein Beet lachender Frühlingsblumen, sie kichern, sie blicken nachdenklich in sich, sie schauen wehmütig in die Welt, sie wecken alle Saiten in uns, die hellen und die dunkeln. Wie gelingt ihnen das?

Sie sind unmittelbar, sie rücken ohne Umschweife heraus, und wenn sie einmal einen Umweg wagen, so verbinden sie damit besonders fluge Absichten. Sie sind ein Stück reinsten Volkspoesie. Heute freilich glauben viele, hochnäßig über sie hinwegsehen zu dürfen. Ist es aber nicht auch etwas Großes, aus dem Herzen vieler zu vielen zu reden und nicht nur persönlichste Erlebnisse für wenige literarische Feinschmecker zu gestalten, und gerade unsere Zeit verlangt mehr als je Kunst für viele, für alle.

Machen wir einen Gang durch dieses duftige Gärtlein! Es setzt sich aus vier leuchtenden Beeten zusammen: Ernst, Mutter und Kind, Liebe, Lachen. Bald ist uns wohl darin; sind wir doch schon so freundlich eingeladen worden:

Chumm, gimmer dis Händli
Und trink us mim Glas,
Chumm zue mer i Schatte,
Chumm zue mer is Gras!

Gemüt und Seele halten uns fest. Humor blüht auf, Hoffen und Bangen beschleichen uns, das Totenglöcklein läutet, und Trost wird uns gesprochen, wir schauen zurück in die Kindheit, vorwärts in ungewisse Zukunft, und die Liebe rührt uns ans Herz mit all ihren seligen Wundern, mit all ihrer Freude und Trübnis. Und auch ein vaterländischer Ton klingt an. Glauben und Aberglauben erwachen, Uebermut bricht hervor, und durch ein Himmelsfensterchen guckt der Liebegott hernieder und nickt dem Werk des Säemanns Gedeihen und Segen zu. Keine Satire, kein grimmer Blick trübt das Bild. Ein gütiger Vater betrachtet die Welt und unser Treiben, er geleitet seine Lieben in die Fremde, führt sie wieder zurück, er begreift die stillen Nöte seiner Menschen und verzeiht, er schaut selbst ohne Zagen in die Ewigkeit hinüber und scheidet, auch trotz manchen Schicksalschlägen, ohne Groll:

Gang nid uf mis Grab,
Chumm nid zu mim Stei!
Mach der 's Härz nid schwer —
Glaub mer's: i bi hei!

Der ganz eigenartige Ton und Klang, der in Adolf Freys mundartlichen Liedern liegt, wird uns am besten bewußt, wenn wir Meinrad Lienert neben ihn stellen. Hier lockt uns die Handorgel zum Tanz, Liebe jauchzt, und Jodler hallen von den Flügen, das Glöcklein des Klosters schrillt, und alles ist in Bewegung und Temperament aufgelöst. Abgründe des Schmerzes tun sich auf, Freudentürme weisen nach fahrenden Wolken. Adolf Freys Lied klingt wie aus einer Violine, die Cordine ist aufgesetzt, Leid und Jubel sind gedämpft, aus blauer Ferne schwebt uns die Melodie zu. Und es ist wirklich eine Melodie. Sie liegt schon drin in den musikalischen Strophen. Der Musiker braucht sie nur zu erlauschen, zu setzen, und da sind die Kunstwerklein, wie sie uns Fritz Niggli, der Landsmann Adolf Freys, geschaffen hat.

Am nächsten verwandt dem ganzen Grundton, der Luft und dem volkstüm-



Zeichnung von Ernst Würtenberger, Zürich.

lich warmen Hauch dieser Mundartlyrik ist heute Josef Reinhart mit seinen „Liedli ab em Land“. Auch Sophie Haemmerli-Marti steht ihnen nahe. Sie alle entstammen einem eng verbundenen Landesstrich. Es ist die Seele der welligen Juralandschaft, die da in schlichten Weisen über die grünen, stillen Täler und die

dunkeln Wälder fliegt. Und so lange diese und ihre bescheidenen Bewohner sich eins fühlen und in schlichter Naturfrömmigkeit auch den blauen Himmel in ihren Bund schließen, werden auch die Liedchen Adolf Freys gesungen werden, im Freien und unterm traulichen Hausdach: duß und underm Rafe. Dr. Ernst Eschmann.

Die Landschaft in Adolf Freys Lyrik.

Lyrik und Natur gehören zusammen, weil inneres und äußeres Geschehen im Menschenleben in irgend einer Weise mit der Natur verbunden sind. Ihm selbst bewußt oder unbewußt, beeinflusst die Natur den Menschen, gestaltet ihn, wirkt bestimmend auf sein Fühlen und Denken. Diese Zusammenhänge schaut der Dichter, er gibt ihnen plastischen Ausdruck, deutet sie und hebt das Zufällige ins Bedeutsame. Aber er sieht die Natur nicht nur in ihrer Beziehung zum Menschen, sie beschwingt auch seine Phantasie, sie führt ihn hinein ins Land der Gedanken und Träume.

Dieser enge Zusammenhang zwischen Poesie und Natur ist ein besonderer Zug von Adolf Freys Werken. Das feine Naturgefühl, das ihm eignet, offenbart sich schön und bedeutungsvoll in seiner Epik, besonders reich und mannigfaltig aber in seiner Lyrik, die eine Fülle landschaftlicher Schönheit vor unserm Auge erschließt. Und dabei ist das landschaftliche selten in typisierender Weise behandelt, und wenn das geschieht, nur da, wo die Natur bloßer Hintergrund ist, auf dem das Geschehen sich abspielt, zum Beispiel: „Kinder der Muße“, „Jenseits“, „Christnacht“.

Zuweilen zeigt das landschaftliche strenge Stilisierung, da, wo der Dichter in seinem Stoff hinausgreift ins Unermessliche, Uranfängliche und daraus das Mystische aufrauschen läßt, wie im Gedicht „Das Weh des Schöpfers“, wo mit michelangelesker Größe die Welt sich emportürmt und von Meer zu Meer weitet und erschauert unter dem Weh des Schöpfers. Und im legendenhaften „Das kommende Reich“, da heben sich von der düstern Trostlosigkeit der nächtlichen Regenlandschaft mit dem sich im Unendlichen verlierenden Weg die groß

und sicher gezeichneten Gestalten Jesu und der drei Jünger gleich Dürer-Figuren ab. Eine bedeutsame Einfachheit und Geschlossenheit wird durch die Stilisierung erreicht, die zugleich die Unendlichkeit der Perspektive eindringlich macht.

Sonst ist dem Landschaftsbild bei Adolf Frey starke Individualisierung eigen, die aus tiefem, persönlichem Erleben quillt und aus einer seltenen Kraft der Beobachtung, die sicher das Bildmäßige erfäßt. Und weil dieses Erleben der Natur so innig ist, fließt das landschaftliche Bild so ganz mit dem geistigen und seelischen Gehalt des Gedichtes zusammen. Das landschaftliche Bild ist bei Adolf Frey fast immer das heimatliche Bild, und es ist erstaunlich, wie er es zu immer neuem, eigenartigem Leben erweckt und es mit all seinem Fühlen verwebt.

Es löst aber auch immer neue Töne und Visionen in ihm aus: Vor der verfallenen Freistatt am wildverwachsenen Rain erlebt er die Flucht des Verfeimten, der den Bühl hinaufsteucht und in höchster Not Frieden findet vor den Häschern, die schon zum Fange den Strick schleudern. So lebendig gestaltet ist die Handlung, Gegenwart und Vergangenheit, Wirklichkeit und Phantasie sind so kühn verwoben, daß das Gedicht zu einer Ballade wird von hoher dramatischer Kraft. Die Stimmung für die Vision wird gleich in den ersten Versen geschaffen und bleibt geschlossen, auch nachdem die Vision zerfallen ist. Wie hier äußerlich und innerlich Geschautes in eins zusammenfließen, so wirkt auch das Gedicht „Und also in Ewigkeit...“ ergreifend durch den Gedanken, den es groß und einfach gestaltet, durch die Einheit zwischen landschaftlichem und poetischem Erleben und durch die reiche suggestive Traumhaftig-